

Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber: Emanzipation
Band: 15 (1989)
Heft: 6

Artikel: Über ein lukratives publizistisches Missverständnis : "echt betroffen"
Autor: Hungerbühler, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-360980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.07.2025

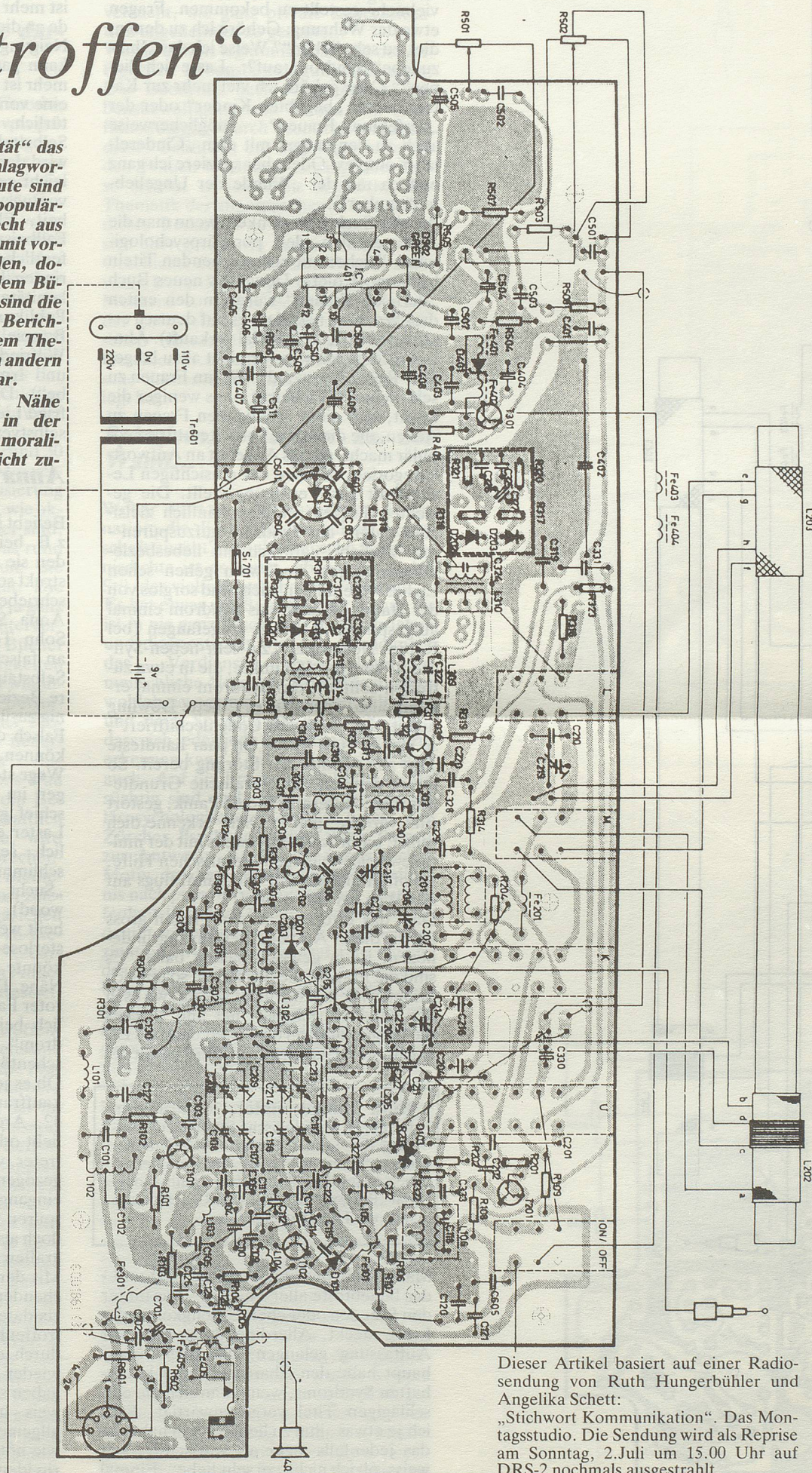
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„echt betroffen“

„Betroffenheit“ und „Subjektivität“ das waren vor gut zehn Jahren die Schlagworte einer alternativen Politik, heute sind sie das Motto der Medien und populärpsychologischer Literatur. So echt aus dem Leben Gegriffenes, bestückt mit vorzugsweise tragischen Fallbeispielen, dominiert die Bestsellerlisten auf dem Büchermarkt. Die Medienfavoriten sind die hautnahen und „authentischen“ Berichte, und auch die Angebote auf dem Therapiemarkt, zu sich selbst und zum andern zu finden, sind schlicht unabsehbar.

Intimität, zwischenmenschliche Nähe und ungeschminkte Wahrheit in der Kommunikation werden als quasi moralische Werte gehandelt.....und nicht zuletzt erfolgreich vermarktet.

von Ruth Hungerbühler



Dieser Artikel basiert auf einer Radiosendung von Ruth Hungerbühler und Angelika Schett:

„Stichwort Kommunikation“. Das Montagstudio. Die Sendung wird als Reprise am Sonntag, 2. Juli um 15.00 Uhr auf DRS-2 nochmals ausgestrahlt.

Ein regelrechter Boom, der auf eine regelrechte Sucht schliessen lässt? Die Sucht danach, sich Fragen zu stellen oder vielmehr gestellt zu bekommen. Fragen etwa der Währung: Gehöre ich zu denen, die „zu sehr lieben“? Weise ich das „Ihm-zuliebe“-Syndrom auf? „Lasse ich lieben?“ Oder gehöre ich viel mehr zur Kategorie der „begabten Kinder“ oder der „perfekten Frauen“... möglicherweise auch zu denjenigen mit dem „Cinderella“-Komplex. Oder aber spaziere ich ganz einfach mit der „Wunde der Ungeliebten“ umher?

An eine Sucht lässt denken, wenn man die Auflagezahlen der populärpsychologischen Bücher mit entsprechenden Titeln bestaunt (Colette Dowling's neues Buch „Perfekte Frauen“ wurde in den ersten drei Wochen, nachdem es auf deutsch erschienen war, 50'000 Mal verkauft). Ähnlich erfolgreich war vor nicht allzu langer Zeit Robin Norwood's „Wenn Frauen zu sehr lieben“. Vielleicht ist es weniger die Sucht, sich diese erhellenden Fragen zu stellen, die diese Art von Literatur so populär macht, als das Angebot an Antwortkategorien, die man der einsichtigen Leserschaft zur Verfügung stellt. Die gestellten Fragen münden nämlich zielsicher dahin, ein Syndrom aufzuspüren - mit Vorliebe natürlich ein liebesbeziehungsmässiges, und wem gehen schon Liebesbeziehungen leicht und sorglos von der Hand. Ist dann das Syndrom einmal aufgespürt und sauber eingefangen (bei Robin Norwoods „Zu-sehr-lieben-Syndrom“ sind das 15 Punkte, die in etwa zutreffen sollten), das Syndrom einmal erkannt also, oder, wie es Colette Dowling nennt, der „seelische Code dechiffriert“, so stehen auch gleich ein paar handfeste Tips zur Abhilfe der Störung bereit. So lautet nämlich der moralische Grundtenor dieser Literatur: keine Panik, gestört sind wir alle, geh in Dich, erkenne dich selbst, natürlich dann jeweils mit der multiple-choice-mässigen literarischen Hilfe, sei offen und ehrlich und dann: flugs auf den Weg der Besserung!

Dass das Interesse an den Fragen gross ist, die dieser Art von Literatur zugrundeliegen, ist ja gewissermassen banal. Es sind die Fragen, die das Leben so mit sich bringt. Wer möchte nicht wissen, wo es in der Kindheit gehapert hat und welches die Folgen sind, an denen wir dann als Erwachsene zu nagen haben! Was es mit der

eingestiegen in die Lektüre, weiss ich das aber bald, und die Wahrscheinlichkeit, dass ich zur krankhaften Gruppe gehöre, ist mehr als gross. Das ist das Beruhigende an diesen Syndromen und krankhaften Neigungen, etwas, das so verbreitet ist, kann gar nicht so schrecklich sein, vielmehr ist es gewissermassen fast chic, auch eine von denen zu sein, vorausgesetzt natürlich, ich sträube mich nicht gegen Selbsterkenntnis und Besserung. Das wird der geeigneten Leserschaft allerdings leicht gemacht. Gearbeitet wird nämlich vorzugsweise mit schonungsloser Offenheit, Ehrlichkeit und ungeschminkten Fallbeispielen. Gerade paarweise veröffentlichten teilweise Autoren und Autorinnen ihre höchst eigenen Beziehungskalamitäten (zum Wohl des lernbegierigen Publikums selbstverständlich), so zum Beispiel das Berliner Therapeutenpaar Wilfried Wieck („Männer lassen lieben“) und Irmgard Hülsemann („Ihm zu liebe“). Der unvermeidliche „Lieber Wilfried/Liebe Irmgard“-Briefwechsel ist selbstverständlich integriert im Buch.

Anna S., 33...

Beliebt sind Fallbeispiele und Interviews, z.B. bei Norwood und Hülsemann bilden sie nicht nur das methodische Konstrukt sondern bestreiten ca. 80% des Geschriebenen. Das geht dann etwa so:

Anna S., 33, geschieden, vierjähriger Sohn, Telefonistin, hängt sich permanent an falsche Männer. Sie liebt sie bis zur Selbstaufgabe, opfert ihre Freizeit und ihre Beziehungen, erhält aber herzlich wenig zurück, weil es eben die falschen sind. Falsch deshalb, weil sie gar nicht lieben können, da ihnen irgendein Laster im Wege steht (meist sind Alkohol oder Drogen im Spiel!). Das kann natürlich nur schief gehen. Den andern partout vom Laster erretten zu wollen, kommt nämlich seinerseits einem Laster, noch schlimmer: einer Sucht gleich, der „Sucht, gebraucht zu werden“ (Norwood), von der die Frauen ihrerseits geheilt werden sollten. Da gäb's ja auch lasterlose Nette, an die frau sich hängen könnte, aber aha: Hier hat frau Angst vor Nähe. Das Muster zieht sich dann wie ein roter Faden durch alle Fallbeispiele, ähnlich bei Hülsemanns „Ihm-zuliebe-Syndrom“. Alles klar, da gibt es keine Zwischentöne, keine Ungereimtheiten.

Ob es jetzt die Jutta K. ist, 29, Industriekauffrau, geschieden, die den Fred. F., 42, Architekt, Ex-Alkoholiker zu sehr liebt oder warum sich Peter B., 35, Vertreter, von Sally R., 27, Studentin, so angezogen fühlt, immer geht es darum, das eingangs beschriebene Syndrom aufzuspüren und mit den austauschbaren aber doch als sehr individuell suggerierten Biografien zu bebildern.

Mit den Fallbeispielen und den entsprechenden Namen, Kurzbiografien und Sozialdaten wird eine Direktheit und Betroffenheit unterstellt, die allerdings durch die Austauschbarkeit gleichzeitig wieder zurückgenommen wird. Die Angaben sind spärlicher als im Personalausweis - und deshalb die Charakteristika so allgemein wie möglich resp. so allgemein wie nötig, damit sich der Leser/die Leserin identifizieren kann. So privat mit Bei-

Ruth Hungerbühler, 36, Soziologin
Dr.phil.I, soziologische Studien zur Stellung der Frau („Basler Frauenuntersuchung“) und zu Haus- und Familienarbeit, dann Redaktorin beim Kulturjournal „Reflexe“ von Radio DRS, lebt heute in Loco TI, hat zwei Kinder.

Mann-Frau-Beziehung auf sich hat und - das beliebteste aller Themen - was hinter den Freuden oder eben Unseligkeiten der Liebe steckt. Allerdings kann man zur Auffassung gelangen, die Liebe überhaupt habe den Charakter eines krankhaften Syndroms, wenn man sich die einschlägigen Titel vergegenwärtigt. Falls ich je etwas „ihm zu liebe“ getan habe, ist das jedenfalls mehr als verdächtig, wer weiss, ob ich nicht „zu sehr liebe“. Einmal

spielcharakter aber gleichzeitig, dass die Identifikation nicht gefährlich werden muss, beim Voyeurismus bleiben kann.

Immer davon reden, nie daran denken

Unter diesem Titel schrieb Theodor W. Adorno einmal zu dieser Art von popularisierter Psychologie: „Die fertig gelieferte Aufklärung verwandelt nicht nur die spontane Reflexion, sondern auch die analytischen Einsichten (...) in geläufige Konventionen. (...) Der Schrecken vorm Abgrund des Ichs wird weggenommen durch das Bewusstsein, dass es sich dabei um gar nicht so viel anderes als um Arthritis (...) handle. Dadurch verlieren die Konflikte das Drohende.“ (Minima Moralia) Der Narzissmus werde quasi ersetzt durch das masochistische Vergnügen, mit den eigenen Defekten ein Exemplar der Mehrheit zu sein, und über diese Ichlosigkeit würde eifersüchtig gewacht wie über einen gemeinsamen Besitz.

Adorno schrieb diese Zeilen vor rund 30 Jahren, sie bezogen sich auf Missverständnisse rund um die Popularisierung der Psychologie. Ich war erstaunt, wie aktuell diese Gedanken heute wieder sind, wenn wir etwa an das denken, was rund um Fragestellungen passiert, die die Frauenbewegung aufgeworfen hat. Die hier kritisierte Literatur dreht sich ja ganz zentral um Fragen des Geschlechterverhältnisses. Ein grosser Teil dieser Bücher lebt geradezu von den Schwierigkeiten und Leidensabgründen, die in der Mann-Frau-Beziehung verborgen sind. Betroffenheit im Zusammenhang mit der Problematisierung der Frauen- und neuerdings auch der Männerrolle ist „in“.

Im Gegensatz zu damals aber, als frau sich zu Beginn der 70er-Jahre vom Betroffenenansatz eine gesellschaftlich mobilisierende Wirkung erhoffte, wird heute - so scheint es in der entsprechenden Literatur und vergleichbaren Medienzeugnissen - Betroffenheit quasi zelebriert, eingehagt im Schrebergärtchen der „Zu-sehr-Liebenden“, „Ihm-zu-Liebenden“ und „Lieben-Lassenden“... daran ändern auch alle pragmatischen Änderungsvorschläge, mit denen die BestsellerautorInnen aufwarten nichts.

Womit hat es zu tun, dass der Betroffenenansatz von damals auf so seltsame Abwege gekommen ist? Das war die Frage an die Berliner Publizistin Barbara Sichtermann: „Es mag sein, dass der im Zusammenhang mit dem Feminismus notwendige Praktizismus diese Betroffenheitsformeln sozusagen im Schlepptau trägt. Das wäre dann eine unangenehme Begleiterscheinung, die man aber nicht überbewerten sollte. Es kann aber auch sein, dass die Erpressungen, die ja auch immer wieder mit der Betroffenheitsfrage veranstaltet werden, dass die doch darauf deuten, dass dem Feminismus die Luft ausgegangen ist und er ein bisschen runtergekommen ist. Sicher, wenn man an so etwas denkt wie den Erfolg dieses Norwood-Titels „Wenn Frauen zu sehr lieben“, dann möchte man sich die Haare raufen und fragen: Mein Gott, was ist aus all dem geworden. Da geht es nur noch darum, dass eine verramschte Psychoanalyse, auf Frauenschicksale angewendet,

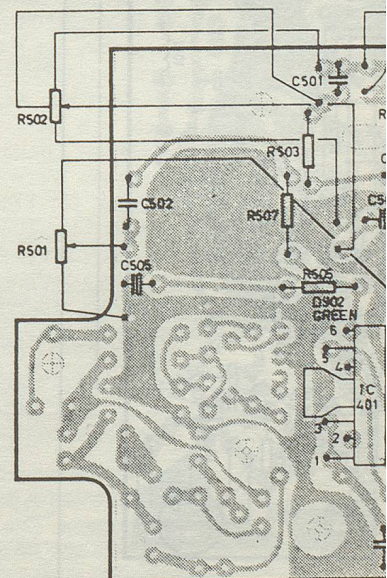
Soforthilfe verspricht, dass man sich in kollektiver Larmoyanz und Selbstbemitleidung zusammenfindet und irgendwie versucht, die ganz private Lebenssituation angenehmer zu gestalten.“

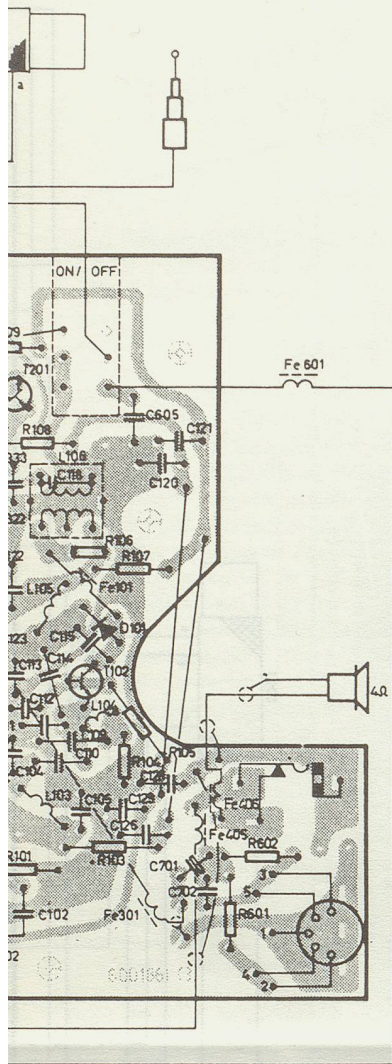
Was ja soweit legitim ist, ein Teil der alltäglichen Lebensbewältigung sozusagen. Das Bedürfnis nach Rezepten zur Lebensbewältigung und Finden von Konfliktstrategien durch Identitätsvorgaben, dieses Bedürfnis, das möglicherweise ein den Frauen besonders zugängliches ist - so scheint es jedenfalls angesichts der Thematik der angesprochenen Literatur - dieses Bedürfnis zu hinterfragen würde sich aber gerade für Frauen lohnen. Die Geschichte der gesellschaftlichen und privaten Unterdrückung der Frauen seit der Moderne ist ja gerade eine Geschichte der Zuschreibung von geschlechtsspezifischen Identitäten, von aufoktroierten Geschlechtscharakteren wie die historische Frauenforschung richtigerweise belegt hat.

Spieglein, Spieglein an der Wand...

Woher rührt nun diese ungeheure Faszination, die diese Literatur auf die Leserschaft ausübt? Die theoretische Erkenntnisdichte ist es kaum, ebensowenig der Stil, der vielfach unbeholfen erscheint.

Es hat etwas mit Betroffenheit zu tun. Es ist ja nie ganz falsch, was da beschrieben und diagnostiziert wird. Es ist vielmehr das „Verdienst“ dieser Literatur, menschliche Nöte und Konflikte in einer wohlhabengewogenen Allgemeingültigkeit und doch Spezifität so zu beschreiben, dass sich jeder/jede ein wenig selber darin erkennen kann. Und das war's dann aber auch. Auf die Frage, weshalb die Leute süchtig sind nach dieser Art von populärpsychologischer Literatur, gab der Zürcher Psychoanalytiker Peter Passett zur Antwort: „Es gibt ein narzisstisches Motiv, das dieses weit verbreitete Bedürfnis nach populärpsychologischer „Betroffenheitsliteratur“ erklärt. Sich selber gedeutet zu bekommen, hat die gleiche Faszination, wie in den Spiegel zu schauen, das machen ja eigentlich alle Leute gern. Oder vielleicht noch ein besseres Beispiel für diese Faszination: Fotos von sich anzuschauen. Auf den Fotos ist man nie ganz so, wie man eigentlich wirklich ist und doch sieht man immer etwas von sich. Oder es gibt doch das verbreitete Beispiel, dass Leute, die meinen, weit über so etwas zu stehen, der Versuchung nicht widerstehen können, irgendein Horoskop in der Zeitung zu lesen, sich die Hand lesen zu lassen, Blei zu giessen, etc. All diese Dinge sind deshalb faszinierend, weil sie uns in einen Spiegel schauen lassen, und es ist tatsächlich so, dass man danach süchtig werden kann. Seit Selbsterfahrung zu einem Angebot auf dem Therapiemarkt geworden ist, wird dieses Bedürfnis natürlich unendlich gesteigert. Es gibt beispielsweise Leute, die durch unendlich viele Therapien durchgegangen sind und noch immer wieder weitere durchlaufen. Dabei tun sie im Grunde genommen nichts anderes, als sich in immer wieder neuer Stellung ablichten zu lassen. Etwa ähnlich funktionieren diese populärpsychologischen Bücher: Man liest sie





und denkt sich dabei: ah ja genau, genau so ein Kind war ich auch, etc. Das Interessante dabei ist, dass auch nach noch so viel Lektüre oder eben noch so viel Therapie überhaupt nichts passiert, das Leben genau gleich weitergeht.“ Im Gegensatz zur Psychoanalyse etwa, die nicht einfach ein fertiges Bild liefert, sondern einen fortwährenden Prozess auslöst, besteht eines der verbreitetsten Missverständnisse popularisierter Formen psychologischer Theorien und Angebote - sei es in Form von Literatur - gerade darin, plausible Erklärungen und Identifikationsschemata als Erkenntnisse vorzulegen.

Mit Betroffenheit auf Erfolgskurs

Die Erfolgsformel lautet also: betroffen machen, offen berichten, authentisch vermitteln. Nicht nur Literatur, die nach diesen Schlagworten verfährt, ist äusserst erfolgreich, auch in der Medienszene gibt es so etwas wie ein Betroffenheits-, Direktheits- und Authentizitätspostulat. Hautnahe Berichterstattung. Eins-zu-Eins-Vermittlung vom Tatort direkt in die Presse oder über den Bildschirm: je „authentischer“ desto gefragter ist ein Medienbericht, ob es sich nun um Berichte aus politischen Krisengebieten handelt, Portraits über anorektische Jugendliche, Inzestgeschädigte, Drogensüchtige oder politische Kandidaten. Es geht nicht um Information und Reflexion, sondern das Quasi-Miterleben.

Tyrannie der Intimität?

Wenn man die jüngere Geschichte betrachtet, so waren es zweifellos diejenigen sozialen Strömungen, die man als „neue soziale Bewegungen“ bezeichnet (Frauenbewegung, Ökologiebewegung, Friedensbewegung), die mit Nachdruck mehr Betroffenheit, Unmittelbarkeit und Authentizität in zwischenmenschlichen, aber vor allem auch öffentlichen Beziehungen - vor allem in der Politik - forderten. Eine notwendige Reaktion auf die Politik der Sachzwänge, die Vertreterpolitik und unbewegliche politische und gesellschaftliche Strukturen. Allerdings - und dahingehend lautet auch die Kritik an der „Betroffenheitswelle“ und dem „Authentizitätsdiktat“, die am Beispiel der genannten populärpsychologischen Literatur ausgeführt wurde, allerdings haben diese Postulate auch viele Missverständnisse und eine fragwürdige Interpretation dessen erzeugt, was in zwischenmenschlicher Kommunikation - vor allem auf der öffentlichen Ebene - möglich ist.

Diese Missverständnisse gehen weit über den Rahmen des relativ harmlosen Sich-Einbringen- und Sich-gegenseitig-Spüren-Terrors in zwischenmenschlichen Situationen hinaus.

Wer kennt nicht die im folgenden kurz charakterisierten standardmässigen Floskeln, die längst über das Milieu des Szenenstammtisches hinaus Einzug in die Kommunikationsformen gehalten haben: „Du“, (laut herausgepresst), „also weisst Du, für mich (betont) ist es nun mal so: Ich persönlich sehe mich so in dem Gan-

zen.“ (und dann folgt erstaunlicherweise etwas völlig Unspezifisches).

Oder wenn einer eine Diskussionsrunde über ein mehr oder weniger sachliches Problem unterbricht mit den Worten: „Also ich muss jetzt erst mal sagen, wie ich mich fühle in dieser Diskussion...“

„Die Tyrannie der Intimität“ hat der amerikanische Soziologe Richard Sennett die Abwege einer neuen Subjektivität einmal in seiner sozialhistorischen Abhandlung „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ genannt: „Heute dominiert die Anschauung, Nähe sei ein moralischer Wert an sich. (...) Es dominiert ein Mythos, demzufolge sich sämtliche Missstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung, Kälte zurückführen lassen. Aus diesen drei Momenten erwächst eine Ideologie der Intimität.“ Anonymität und Entfremdung gelten ja nun tatsächlich als die Krebsgeschwüre der Moderne, das Übel einer urbanen Lebensweise. Nur: Sind sie nicht die notwendigen Begleitscheinungen einer hochdifferenzierten Gesellschaft, einer Gesellschaft gleichzeitig aber auch, in der immer mehr Menschen, die nichts mehr unmittelbar miteinander zu tun haben, sehr nahe beieinanderleben? Wäre denn so viel Nähe und Wärme - gerade im städtischen Kontext - überhaupt auszuhalten? Ist das Entfremdungsgefühl (und um das entsprechende Bewusstsein geht es bei der Klage) nicht eine adäquate Reaktion auf diese Ballung von miteinander unverbundenen Individuen und somit auch ein Schutz vor unadäquater Nähe und Wärme? Zwischenmenschliche Nähe und Wärme ist nicht mit beliebigen Menschen herstellbar, die Intention dazu reicht beileibe nicht für ein Gefühl des Aufgehoben- und Geborgenseins. Unadäquate Nähe kann blanker Terror sein.

Sicherlich ist der Entfremdungsprozess - das sich fremd und abgeschnitten Fühlen des Individuums von den Dingen, gegenüber gesellschaftlichen und politischen Institutionen, gegenüber der Arbeit und den Arbeitsverhältnissen und vor allem andern Menschen gegenüber - sicher ist dieser Prozess ein schmerzhafter. Ein Bewusstsein über diesen Prozess zu erlangen, war zentraler Punkt der Kulturkritik der Moderne seit der Mitte des letzten Jahrhunderts. Gleichzeitig bedeutet das Bewusstsein über diese Entfremdung aber auch die Möglichkeit, sich im gesellschaftlichen Kontext zu situieren (quasi anstelle eines „sippenmässigen“ Heimatgefühls). Und diese Selbstortung, sich selber auch als different zum Andern, zu Gemeinschaften, Institutionen, zur Öffentlichkeit zu begreifen, gerade das ist eine Notwendigkeit für das moderne Individuum, dem familiäre, standes- oder klassenmässige oder auch religiöse Situierungen weitgehend abhanden gekommen sind.

Je weiter fortgeschritten die Individualisierung in einer Gesellschaft ist, desto unmöglicher wird es auch, Nähe und Geborgenheit in gesellschaftlichen Bezügen zu erleben. Die grosse Ausnahme bildet die Liebesbeziehung und die Beziehung zu engsten FreundInnen und Familienangehörigen. Gerade das macht diese Beziehungen in ihrer Ausschliesslichkeit so attraktiv (und gleichzeitig konflikträchtig, weil in den Ansprüchen überdehnt). Dazu die Meinung des Psychoanalytikers

